



**OLIVER BECKER**

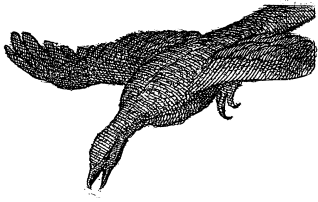
**Die Entscheidung  
der Krähentochter**

*Historischer Kriminalroman*

SPANNUNG

GMEINER





**OLIVER BECKER**

Die Entscheidung  
der Krähentochter

**DÜSTERE VORAHNUNGEN** Der endlose Krieg überzieht Europa. Eine unheilvolle Nachricht verbreitet sich im Schwarzwald: Auf Freiburg rückt eine feindliche Armee vor. Die »Krähentochter« Bernina reagiert auf die mögliche Bedrohung seltsam gleichgültig. Sie gibt sich dem Kummer über ihre Fehlgeburt hin und wird von dunklen Ahnungen geplagt.

Währenddessen sorgt unter den Teichdorfern ein mysteriöser Fremder für Aufregung. Als er in eine Notlage gerät, gewährt Bernina ihm entgegen jeder Vernunft Unterschlupf. Am nächsten Tag ist er verschwunden – und mit ihm ein kostbares Erbstück Berninas. Für gewöhnlich hätte sie alles daran gesetzt, ihren Besitz zurückzuerhalten, doch ihre bleierne Trauer lähmt sie.

Im nahen Freiburg findet ein großer Markt statt. Bernina hofft, dort etwas Zerstreuung zu finden. Kaum angekommen, verdichten sich die Hinweise auf einen Angriff. Rasch wird klar: Die Armee hat längst begonnen, einen tödlichen Ring um die Stadt zu ziehen. Die Schlacht steht unmittelbar bevor und einen Ausweg gibt es nicht ...



*Oliver Becker, geboren 1969, wuchs in Blumberg im Schwarzwald auf und lebt heute in Frankfurt am Main, wo er für eine internationale Werbeagentur tätig ist. »Die Entscheidung der Krähentochter« ist der dritte historische Roman aus seiner Feder.*

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:

Schmetterlingstod (2012)

Die Sehnsucht der Krähentochter (2012)

Das Geheimnis der Krähentochter (2010)

**OLIVER BECKER**

# Die Entscheidung der Krähentochter

*Historischer Kriminalroman*

SPANNUNG

**GMEINER**



Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie  
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @GmeinerVerlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.gmeiner-verlag.de](http://www.gmeiner-verlag.de)

© 2013 – Gmeiner-Verlag GmbH  
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch  
Telefon 07575/2095-0  
[info@gmeiner-verlag.de](mailto:info@gmeiner-verlag.de)  
Alle Rechte vorbehalten  
2. Auflage 2019

Lektorat: Katja Ernst  
Herstellung: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart  
unter Verwendung des Bildes »Hl. Katharina von Alexandrien« von  
Caravaggio; [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Caravaggio\\_-\\_  
Saint\\_Catherine\\_of\\_Alexandria\\_-\\_Google\\_Art\\_Project.jpg](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Caravaggio_-_Saint_Catherine_of_Alexandria_-_Google_Art_Project.jpg)  
ISBN 978-3-8392-4035-9

Für Lilia  
und Leonardo





## Kapitel 1

### Die Vorboten des Höllenfeuers

DUMPF TROMMELTEN DIE HUFEN auf dem erdigen Boden. Dreckverkrustete Mantelschöße bauschten sich im nächtlichen Wind, streiften Äste, Zweige und Sträucher. Die Pferde schnaubten. Es war eine dunkle abgelegene Welt, durch die die drei Männer ritten. Kaum einsehbare Täler klafften auf, schroffe Felsen stachen aus dem dichten Wald, der sich enger und enger um sie schloss. Doch sie ließen sich nicht aufhalten, folgten mit stummen, entschlossenen Gesichtern ihrem Weg.

Die Reiter verschärften das Tempo, bis einer von ihnen den Arm hob und sie alle hart an den Zügeln rissen. Kein Wiehern der Tiere, die an solche Ritte und Manöver gewöhnt waren, noch immer keine Worte der Männer. Gewandt glitten sie aus den Sätteln. Sie schoben die breiten Hutkrempe ein wenig aus der Stirn, verständigten sich mit raschem Nicken.

Das kleine Haus schälte sich aus der Dunkelheit, ein verwunschener Hort für Geheimnisse, ein sorgsam ausgesuchter Rückzugswinkel, besser versteckt als ein Kaninchenbau in den unwegsamen Tiefen dieser Gegend, die sich jedem Eindringling zu verschließen schien.

Die Männer teilten sich auf, hielten aus drei unterschiedlichen Richtungen auf das Gebäude zu, Degen und schwere Pistolen in den Händen. Huschende Gestalten mit wippenden Hutfedern und langen Mänteln, deren Farbe längst verblichen war, jeder der Männer so dun-

kel wie der Hintergrund, aus dem sie sich katzenhaft ihrem Ziel näherten.

Doch noch warteten sie ab. Kein Laut drang aus den mit Läden verschlossenen und mit Tierhäuten verkleideten Fensteröffnungen nach draußen. Vor der Vordertür fanden sie wieder zusammen. Geschickt verschafften sie sich Zutritt.

Als wären sie in der Lage, in der Finsternis zu sehen, inspizierten sie schnell und erfahren das Erdgeschoss. Es roch nicht nach einem erloschenen Feuer, nicht nach einer vor Kurzem zubereiteten Mahlzeit. Sie wussten, worauf sie zu achten hatten.

Momente später hatten sie sich Gewissheit verschafft.

Einer von ihnen nahm die wackeligen Trittstufen, die in den einzigen Raum unter dem Dach führten. Der Geruch von Stroh, das als Nachtlager diente, der Mief von Mäusekot, abgestandene Luft. Er ging wieder nach unten, wo einer seiner Begleiter gerade eine Talgkerze entzündete, die gelbliches Licht auf die wenigen Möbel warf. Hinter einem kleinen Tisch und einem Stuhl aus grobem Holz nahm eine lange Kommode fast die gesamte rückwärtige Wand ein.

Die Männer näherten sich dem wuchtigen Stück aus Kirschbaumholz und verharrten davor. Ihre Blicke tasteten über Destillierkolben, Stößel und Mörser hinweg, über Glasröhrchen und Brenner. Offenbar waren mit diesen Utensilien Versuche oder Studien, welcher Art auch immer, durchgeführt worden. Jetzt allerdings bedeckte sie eine dicke Staubschicht, sie wirkten, als seien sie seit Langem nicht mehr benutzt worden.

Dies war der endgültige Beleg dafür, dass die Rei-

ter der richtigen Fährte folgten – aber auch, dass sie zu spät waren. Doch darauf reagierten sie nicht mit Enttäuschung, eher mit grimmiger Zuversicht, dass die Jagd bald ein Ende haben würde.

Zum ersten Mal seit Einbruch der Dunkelheit wechselten sie ein paar Worte, knappe, gezischte Laute. Hier abwarten, bis der Flüchtige ihnen von allein in die Arme lief? Oder weiterreiten und zu einem späteren Zeitpunkt zurückkehren?

Im flackernden Schein wurden ihre Gesichter zu böseartig grinsenden Masken. Sie entschieden sich weder für die eine noch die andere Möglichkeit. Die dicke Staubschicht, die fehlenden Gerüche, die wenigen Spuren: Offenbar war dieses Versteck seit geraumer Zeit nicht in Beschlag genommen worden. Und nichts deutete auf eine Rückkehr seines Besitzers hin.

Gründlich, wie sie seit Jahren ihrer Arbeit nachgingen, durchsuchten sie noch einmal das Haus, ohne auf etwas Auffälliges zu stoßen. In der Vergangenheit hatten sie schon ähnliche Unterschlupfe aufgespürt – viele konnte es davon nicht mehr geben.

Einer von ihnen holte aus ihrem Gepäck einen Trinkschlauch aus Leder, der prall gefüllt war mit brennend scharfem Schnaps. Sie ließen den Schlauch einmal kreisen, um sich vor dem weiteren Ritt durch die für diese Jahreszeit erstaunlich kühle Nacht aufzuwärmen. Den großen Rest der farblosen Flüssigkeit verteilten sie auf Kommode, Tisch, Stuhl und auf den von einfachem Balkenwerk gestützten Wänden. Die Talgkerze stieß der eine mit der Degenspitze um, augenblicklich züngelten Flammen hoch.

Als die Reiter wieder im Sattel saßen, erwuchs hinter ihnen eine Wand aus grellem Feuer; die Flammen verbissen sich bereits in den Bäumen und Sträuchern. Keiner von ihnen drehte sich um. Sie waren von der Sicherheit erfüllt, dass ihre Suche bald ein Ende haben würde. Es konnte nicht mehr allzu lange dauern. Das Netz zog sich zu. Endlich würden sie denjenigen finden, hinter dem sie so unentwegt und unaufhaltsam her waren. Und dann würde Blut fließen.



Die zerrissenen grauen Wolken erinnerten an Trauerschleier und ließen die Frau unwillkürlich an den Tod denken. Sie ging weiter, langsam, und sie spürte, wie der Schatten der Scheune auf sie fiel, jene Scheune, in der sich die größte Tragödie ihres Lebens abgespielt hatte. Die Luft war erfüllt von klebriger Hitze, Insekten summten. Die Wolken vermochten nicht, die Kraft der Sonne zu brechen, es duftete nach Gras, das üppig und saftig war.

Der Frau gelang es nicht, ihre düsteren Gedanken zu verscheuchen, die jedes Mal so urplötzlich kamen, als schlichen sie sich heimtückisch an wie ein Feind. Die Nähe zur Scheune wirkte noch gewaltiger, geradezu lähmend, und sie gab auf, stellte den Eimer, den sie am Brunnen mit Wasser füllen wollte, auf der festen Schwarzwallerde ab, die ihr so vertraut war wie die eigene Haut.

Das offene Tor der Scheune, die Gerüche der Heuballen und des Viehs, das sich gerade auf der Weide befand, die Dunkelheit jenes einfachen, zweckdienli-

chen Gebäudes. Es war, wie es immer war, wenn die Frau nicht achtgab und sich nicht wappnete gegen den unbarmherzigen Schmerz, der sofort an ihrem Herzen zu zerren begann.

Sie ging zu einer Ecke der Scheune, unfähig, sich zu wehren gegen diese erdrückende Kraft, die von jener Stelle ausging. Ihre sonst so vollen Lippen bildeten einen schmalen Strich, der zeigte, wie sehr sie gegen die Tränen ankämpfte.

Hier traf der Verlust Bernina am stärksten, stärker noch als bei den Besuchen am Grab nach dem sonntäglichen Kirchgang, an jenem erschütternd kleinen Grab am Rande des Friedhofes. Diese Stelle war eine offene Wunde in Berninas Leben, eine klaffende Wunde, aus der unablässig Blut und Lebensmut sickerten. Sie ging in die Knie, rang weiter mit den Tränen, den Blick auf das Heu gerichtet, das ebenso bleich und leblos war wie das Kind, das vor drei Jahren hier gelegen hatte.

Ihre Lippen bebten, doch erneut besiegte sie die Tränen, diesmal, indem sie leise, fast tonlos zu beten begann, ein Credo, ein Paternoster, ein Agnus Dei, aber als sie mit dem Ave Maria einsetzen wollte, verebten die Worte, die ihr doch kein Trost waren, aus denen sie keinerlei Kraft schöpfen konnte. Sie holte Luft, atmete tief ein. Die Kraft würde von woanders kommen müssen – aus jener für sie typischen Stärke, die allerdings nicht immer in ihr gewohnt hatte, die sie sich hatte aneignen müssen, durch ein Leben, in dem es viele dramatische Momente gegeben hatte. Nein, die Gebete halfen nicht, hatten es noch nie getan. Die feste Umklammerung des Leides blieb auch dann, als sich Bernina

wieder auf die Beine stemmte, jetzt jedoch erfüllt von einem Gefühl des Trotzes, sich nicht von der Trauer unterkriegen zu lassen.

Sie drehte dem Heu den Rücken zu und ließ die Scheune hinter sich. Als sie nach dem Eimer griff, schien sie sich besser in der Gewalt zu haben. Wie sagte Nils so oft? Der Schmerz ist ein hinterhältiger Gegner. Ja, der Schmerz würde immer wieder unerwartet zuschlagen. Also hieß es, auf ihn vorbereitet zu sein und nicht so zu tun, als gäbe es ihn nicht. Wie sagte Nils noch? Zusammen werden wir ihn besiegen. Irgendwann, eines Tages.

Ja, Nils Norby, ihr Mann, der Schwede mit der kriegesischen, in Nebel gehüllten Vergangenheit. Seit dem grauenhaften Tod ihrer Mutter war er zum einzigen Anker in Berninas Leben geworden, gemeinsam mit diesem Hof, dem Petersthal-Hof, dessen Eigentümerin sie war.

Die ganze letzte Nacht über war Nils nicht nach Hause gekommen, und das machte Bernina schon zu schaffen, seit sie erwacht war. Baldus, der Knecht, seit Jahren eine treue Hilfe, hatte sich allein auf den Weg zu den Feldern machen müssen – und ihr Mann befand sich noch irgendwo dort draußen, jenseits der Wälder, auf die Bernina einen ungewissen Blick warf, als sie den Eimer aus dem Brunnen hochzog. Voller Abscheu dachte sie an die Gerüchte, an die Furcht, an diesen Krieg, der niemals ein Ende zu finden schien, an die Gewalt, vor der es offenbar kein Entrinnen gab. Sie wusste nicht, ob Nils' Entschluss wirklich gut war – von Anfang an hatte Bernina seiner Idee mit Zurückhaltung gegenübergestanden. Andererseits hatte sie Verständnis für ihn, schließlich war er immer ein Kämpfer gewesen.

Als sie das Hauptgebäude des Hofes betrat, das einzige gemauerte Haus, kam ihr zum ersten Mal an diesem Morgen wieder ein anderer Mann in den Sinn, dieser sonderbare Fremde. Sie brachte den Wassereimer in die Wohnküche, um dann auf die kleine Kammer am Ende des Ganges zuzugehen. Unterschlupf hatte sie dem Fremden gewährt, sich der Tatsache durchaus bewusst, dass Misstrauen angebracht gewesen wäre.

»In Zeiten wie diesen«, hatte der Herr blumig und mit huldvoller Verbeugung seinen Dank zum Ausdruck gebracht, »ist eine helfende Hand ein höchst seltenes Gut.«

Bernina war sich im Klaren darüber, dass andere nicht so großzügig mit einem Platz unter dem eigenen Dach gewesen wären. Allerdings hatte der Mann – was immer in Teichdorf behauptet werden mochte – nicht gefährlich auf sie gewirkt, keineswegs, ihr Gefühl hatte ihr gesagt, von ihm drohe kein Unheil, und ihr Gespür war nie ein schlechter Ratgeber gewesen.

Sie hielt vor der schmalen Tür zur Kammer inne, die eigentlich bloß ein Verschlag war, eng und fensterlos, wo manchmal Vorräte gelagert wurden, weil es hier selbst im regnerischsten Herbst und tiefsten Winter trocken blieb. Der fremde Herr hatte auf dieser Kammer als Schlafstelle bestanden, um so wenige Umstände wie möglich zu machen. Bernina hatte eingewilligt und ihm schließlich zwei Decken gereicht, die er mit einer weiteren Verbeugung entgegengenommen hatte. Etwas umgab ihn, was Bernina seltsam vorgekommen war, sie aber irgendwie auch erheitert hatte.

Mit dem Fingerknöchel klopfte sie jetzt zweimal gegen das rissige Holz der Tür. Doch – keine Reaktion.

Nach erneutem Klopfen und einem kurzen Ruf öffnete Bernina den Verschlag. Dunkelheit schlug ihr entgegen, wie immer in den frühen Morgenstunden, wenn das Tageslicht sich noch nicht den Weg hierher gebahnt hatte. Der Herr, der sich Bernina mit dem ungewohnt klingenden Namen Mentiri vorgestellt hatte, war nicht mehr da war.

Ordentlich zusammengefaltet lagen die beiden Decken auf dem gestampften Boden. Bernina roch das Mehl, das in einem Bottich aufbewahrt wurde, und das Aroma von Mentiris Duftwässerchen, über das sie sich insgeheim ein wenig amüsiert hatte. Er musste bereits vor der Morgendämmerung verschwunden sein. Bernina hatte tatsächlich nicht den geringsten Laut gehört, obwohl sie einen leichten Schlaf hatte. Offenbar verstand Mentiri sich bestens aufs Schleichen ... In der Tat, ein eigenartiger Herr. Und nun war er verschwunden, ohne ein Wort des Dankes, was Bernina bei einem Menschen, der ansonsten Wert auf Manieren und Höflichkeit legte, durchaus überraschte.

Plötzliches Hufgetrappel lenkte sie ab von Mentiris eigentümlichem Verhalten. Angespannt eilte Bernina zurück durch den Gang. Als sie ins Freie trat, machte sich Erleichterung in ihr breit.

Nils Norby schwang sich vom Pferd. Unter dem Schlapphut quoll blondes Haar hervor, in dem eine einzelne Strähne silbergrau schimmerte. Er beugte sich hinab und untersuchte den Vorderhuf des Tieres, das den Kopf hängen ließ und an dessen Maul Schaum



klebte – kein Zweifel, es hatte eine anstrengende Nacht hinter sich.

»Mir wäre es lieber«, erklang Berninas Stimme in der Hitze des Morgens, »du würdest dich erst um deine Frau und dann um das Pferd kümmern.«

Lachend kam er auf sie zu, sichtlich froh über ihren Scherz – so oft in letzter Zeit hatten sie nur knappe, nüchterne Bemerkungen füreinander übriggehabt. »Immerhin lahmst *du* nicht, meine Liebe.«

»Das nicht gerade.« Sie rang sich ein Lächeln ab, weiterhin bemüht, ihm gute Stimmung vorzuspielen. »Oder sagen wir besser, *noch* nicht, Norby.« Manchmal, wenn sie ihn necken wollte, sprach sie ihn mit dem Nachnamen an. Genau wie damals, als sie sich kennenlernten, in einer schweren, überaus turbulenten Zeit. In jenen Tagen hatte dieser Schwede ihr völlig unvermutet zur Seite gestanden – und es war dennoch keineswegs Liebe auf den ersten Blick gewesen, zumindest für Bernina.

»Ich werde das andere Pferd nehmen und noch einmal aufbrechen müssen«, erklärte er nun.

»Schon wieder?« Zweifelnd betrachtete sie ihn. Ihm würde ein wenig Ruhe guttun, das war offensichtlich.

»Es wäre wirklich nicht richtig, die Beine hochzulegen, wenn diejenigen, die mich als Anführer betrachten, auf meine Rückkehr warten. Erneut sind ein paar verdächtige Gestalten gesehen worden.« Prüfend betrachtete er den gesamten Hof.

»Lass uns wenigstens eine Kleinigkeit gemeinsam essen.« Bernina ergriff seine Hand. »Wenn wir schon die Gelegenheit dazu haben.«

Am Tisch in der Wohnküche nahmen sie Brot und kalten Hirsebrei zu sich.

»Dir ist es nicht recht, dass ich der Wehr helfe«, sagte Nils Norby plötzlich, mit seiner ruhigen Stimme.

»Nicht recht?«, wiederholte Bernina. »Was soll das schon heißen? Es wäre einfach schön, wenn du mehr Zeit auf dem Hof verbringen könntest.«

»Die Leute in Teichdorf haben Angst. Wieder einmal. Dieser Krieg ist nicht nur bei einer Gelegenheit, sondern mehrfach über diese Gegend hinweggeschwappt.«

»Das brauchst du mir nicht zu sagen, Nils.«

»Und was sich jetzt über unseren Köpfen zusammenbraut, wird womöglich schlimmer sein als alles Bisherige zusammengenommen. Von Osten droht ein Sturm, und womöglich ebenso von Westen. Dein geliebter Schwarzwald könnte zermalmt werden wie zwischen Mühlsteinen.«

»Vielleicht sind es ja doch nur Gerüchte – du weißt, wie häufig sich Gerede in Luft auflöst.«

»Es ist mehr als Gerede.« Nils hob den hölzernen Löffel in die Luft, als wäre er eine kleine Waffe. »Irgendwelche Kriegsherren haben längst ihre Späher ausgesandt, daran besteht für mich nicht der geringste Zweifel. Und denen folgen die Armeen, die über alles hinwegwalzen, was sich ihnen in den Weg stellt. Seit zwei oder drei Monaten werden sie immer wieder gesehen, fremde Gesichter, die in jedem Ort, in jeder kleinen Gemeinde rund um Freiburg herumschnüffeln.«

»Du meinst, die drei Männer mit den dunklen Mänteln?«

»Nicht nur, aber vor allem sie. Vor Wochen sollen sie bei Emmendingen ein Haus niedergebrannt haben. Und jetzt hat man sie in unserer Nähe gesehen.«

»Von dem zerstörten Haus höre ich das erste Mal«, bemerkte Bernina.

»Der Brand an sich wird als weniger bemerkenswert betrachtet als der Umstand, dass niemand in der ganzen Gegend bislang von dem Haus gewusst hat. Es soll eine Verschwörerhöhle, ein Versteck für fremde Soldaten, ein Schlupfwinkel für den Teufel höchstpersönlich gewesen sein – na ja, was halt immer gleich geredet wird.«

»Und die drei Männer bringt man mit dem Brand in Verbindung?«

»Sie hielten sich in Emmendingen auf. In jenen Tagen, als plötzlich der Wald in Flammen stand und man dann auf die verkohlten Überreste des rätselhaften Hauses stieß.«

Bernina musterte ihn. »Und jetzt sind sie hier? Bei uns?«

Er beugte sich ein wenig vor, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen: »Ja. In Teichdorf.«

Das war die kleine Ortschaft, die dem Petersthal-Hof am nächsten lag, sozusagen die einzige Verbindung von Berninas kleinem Reich zu der Welt da draußen.

»Und es waren sicher dieselben Männer?«

»Die langen dunklen Mäntel oder Umhänge, die Hüte, die Waffen, die ausgezehrten Pferde. Ganz sicher. Sie stellen Fragen, kundschaften die Orte aus. Aber wie gesagt – es geht nicht allein um sie. Die Menschen sind alarmiert. Sie fürchten sich nicht nur vor einer großen

Armee. Es sind gerade die kleinen Banden raffgieriger Marodeure, die überall Schrecken verbreiten. Erst wird ausspioniert und dann zugeschlagen. Ein Dutzend gewissenloser Schurken kann eine Menge Unheil anrichten.«

Es war bekannt, dass immer wieder Trupps von einer Armee zum Furagieren ausgesandt wurden oder sich auf eigene Faust entfernten – mit einem einzigen Ziel: zu plündern. Gerade jene kleinen Gruppen, die keinem Heer zuzuordnen waren, lösten große Angst aus; sie waren es, die den Krieg noch schrecklicher machten für die Bevölkerung.

»In jedem Fall«, fuhr Nils fort, »sind es mehr als Gerüchte. Geplünderte Höfe und Gemeinden gibt es überall, selbst in den verborgensten Winkeln. Harmlose Bürger und Bauern werden gefoltert, damit sie die Verstecke preisgeben, an denen sie ihre Wertsachen in Schutz gebracht haben. Es wird ihnen damit gedroht, das eigene Heim über dem Kopf anzuzünden – und leider bleibt es oft genug nicht bei der Drohung. Fremde werden noch argwöhnischer gemustert als in den letzten Jahren. Für die Leute hier sind sie die Vorboten neuen Blutvergießens, Vorboten des drohenden Untergangs und Höllenfeuers.«

»Deshalb die Bürgerwehr.«

»Ja«, stieß Nils rasch hervor. »Deshalb die Bürgerwehr. Auch wenn du nicht viel von diesem Einfall hältst.«

Das war ein Streitpunkt, der schon mehrmals zwischen ihnen aufgeflammt war.

»Ich sage nicht«, erklärte Bernina mit ruhiger Stimme,

»dass ich nichts davon halte. Aber verstehe bitte auch meine Situation: Ist es so verwunderlich, dass ich mir wünsche, du wärst öfter bei mir – und seltener damit beschäftigt, den Teichdorfern das Kämpfen beizubringen? Immer wieder galoppierst du davon, um angeblich verdächtigen Gestalten hinterherzujagen.«

»Es gibt nur zwei Möglichkeiten. Entweder man zieht den Kopf ein oder man schlägt zurück. Entweder man schließt die Augen und betet oder man nimmt die Sache selbst in die Hand.« Nils klang entschlossen wie eh und je, und Bernina hatte nichts anderes erwartet.

Erneut ertönte an diesem Vormittag das Getrappel von Hufen, diesmal von mehreren Pferden. Bernina und Nils erhoben sich gleichzeitig. »Das sind die anderen«, meinte Nils. »Sie holen mich ab.«

»Bitte sei vorsichtig.«

»Früher war ich das nie.« In seinem Lächeln blitzte etwas auf, was Bernina an bessere, an friedlichere Tage denken ließ. »Erst seit ich dich kenne, habe ich einen Grund, vorsichtig zu sein.«

»Jedenfalls ab und zu«, betonte Bernina.

Er lachte, wiederum froh über die kleine, scherzhaft gemeinte Bemerkung. »Stimmt. Ab und zu.«

Nebeneinander traten sie vor das Haus. Die Männer der Teichdorfer Bürgerwehr waren nicht abgestiegen. Auf dem Rücken ihrer Tiere, die meisten breite, nicht an Reiter gewöhnte Arbeitsgäule, warteten sie in einigem Abstand auf Norby, der sich daran machte, sein zweites Pferd mit Sattel und Zaumzeug zu versehen. Bernina stand bei ihm, beobachtete seine versierten und unzählige Male vollführten Handgriffe.

»Warum hast du dich«, fragte sie leise, »so misstrauisch umgesehen? Vorhin, bei deiner Ankunft?«

Er zeigte ein freches Grinsen, aus dem Anerkennung sprach. »Das hat mir immer schon an dir gefallen: Dir entgeht einfach gar nichts.«

»Was war der Grund für deine Aufmerksamkeit?«

Nils antwortete mit einer Gegenfrage: »War irgendjemand in der Nähe des Hofes? Jemand Fremdes?«

»Wie kommst du auf diesen Gedanken?«

»Nicht nur die drei bewaffneten Männer haben in Teichdorf die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, das weißt du doch.«

»Ach, du meinst diesen lustigen Kerl?« Ein wenig spöttisch zog Bernina eine Augenbraue in die Höhe.

»Lustig?« Ihr Mann runzelte die Stirn. »In diesen Tagen ist niemand lustig, der wie aus dem Nichts Gestalt annimmt und unermüdlich Fragen stellt.«

»Ich sah diesen Kauz in Teichdorf. Sonntags nach der Kirche.«

»Der Kauz, wie du ihn nennst, ist schon wieder verschwunden.«

»Ach?«

»Ja.« Nils stieg auf und blickte auf sie hinunter. »Es gibt Leute, denen er gestern auffiel, als er den Trampelpfad entlangging, der durch den Wald führt. Seither fehlt jede Spur von ihm. Du weißt, wo dieser Pfad endet.«

Erneut Berninas Spiel mit der Augenbraue. »Ja. Hier, am Petersthal-Hof.«

»Manchmal denke ich, dass du einfach zu vertrauensvoll bist. Zu gutgläubig. Wenn er kein Spürhund

ist, dann zumindest ein Dieb, vor dem kein Silberlöffel sicher ist. Dieser Kerl hat angeblich eine ziemlich einschmeichelnde Zunge. Er duftet nach Rosenwasser, kleidet sich vornehm und wedelt mit seinen zarten Händen herum wie eine feine Dame. Und er zieht den Leuten, vor allem den Frauen, Antworten aus der Nase, die sie ihm eigentlich gar nicht geben wollen.«

»In die Nähe meiner Nase lasse ich allein dich, Norby.«

»Also?« Diesmal ging er nicht auf ihren Scherz ein. »Du hast ihn nicht gesehen?« Sein Gesicht war plötzlich von tiefer Ernsthaftigkeit durchdrungen. »Und auch sonst niemanden?«

»Nein.«

»Das ist gut.« Er schaute kurz zu den Männern, die auf ihn warteten, dann wieder zu seiner Frau. »Wir reiten die Gegend ab und halten die Augen offen. Wann wird Baldus von den Feldern zurück sein?«

»Vor dem Mittag, denke ich.«

»Übrigens, ich kann deine Situation durchaus verstehen.«

»So?«

»Aber natürlich. Mir gefällt es ebenso wenig wie dir, dass nur noch Baldus bei dir ist, wenn ich unterwegs bin. Vielleicht hätten wir die beiden anderen Knechte doch noch länger behalten sollen.«

»Im Moment gibt es für so viele Hände nicht genug zu tun. Auch weil der Sichelschnitt zum Glück hinter uns liegt.«

»Und in einem Ernstfall würden sie dir sowieso nichts nützen.« Er beugte sich herab, um mit seiner breiten

Hand betont sanft über Berninas Wange zu streichen.  
»Ich hingegen nütze dir sehr wohl. Deshalb muss ich wieder mehr bei dir sein.«

Sie sah ihm in die Augen, äußerte keinen Ton. Zweifelte sie auf einmal an diesem Mann? Oder eher an sich selbst? Oder am ganzen Leben?

»Und das werde ich auch, Bernina.« Er versuchte, Nachdruck in seine Worte zu legen.

Sie nickte ihm zu, nach wie vor schweigend.

Darauf preschte er los, sogleich gefolgt von den Reitern, die die Wehr von Teichdorf bildeten. Bernina sah ihnen hinterher, bis sie sich in einer Staubwolke aufgelöst hatten.

Durch die Wehr befand Nils sich in einem Zwiespalt, das wusste sie nur zu gut. Als man in Teichdorf auf Versammlungen ausführlich über die mögliche Gefahr neuer Gewalttaten durch aufmarschierende Armeen gesprochen hatte, waren die Leute zu dem Schluss gekommen, man sollte darauf reagieren wie früher: Wertvollen Besitz verstecken oder vergraben, sich still verhalten und sich am besten für eine Weile in das Dickicht der Wälder zurückziehen. Und das, was da kommen mochte – sei es Raub, Zerstörung oder gar Folter –, mit Geduld und Gebeten erwarten und hoffentlich überstehen.

Norby war es, der in die Runde rief: »Ja, dann macht es wie die Schafe, haltet eure Köpfe hin und lasst euch abschlachten.«

»Was wäre denn die bessere Lösung?«, wandte sich Egidius Blum, der Pfarrer von Teichdorf, der die Versammlungen leitete, geradewegs an ihn.

»Natürlich sich zu wehren«, entgegnete Norby und ließ seinen typisch herausfordernden, leicht überhebli-



chen Blick über sie wandern, der ihn nicht gerade sonderlich beliebt gemacht hatte.

»Wehren?«, wiederholte Blum mit abfälliger Geste. »Wir sind rechtschaffene, gottesfürchtige Menschen, keine Krieger und Kämpfer. Einmal haben wir Söldner bezahlt, die unserer Gemeinde helfen sollten – und damit haben wir schlimme Erfahrungen gemacht, waren jene doch nicht besser als die Armeen, vor denen sie uns schützen sollten.«

»Dann müsst ihr eben eigenhändig für euren Schutz sorgen.« Norby hob lässig die Achseln. »Schafe oder Wölfe. Sucht es euch aus. Dazwischen gibt es nichts.«

Das war typisch für seine geradlinige, manchmal etwas schroffe Art, und mit einem weiteren Schulterzucken verließ er die Versammlung.

Das Ergebnis war die Aufforderung an ihn gewesen, eine Bürgerwehr aufzubauen und anzuführen. Auch in anderen Gegenden schlossen sich Bürger und Bauern zusammen, die in den endlosen Jahren immer wieder von durchmarschierenden Armeen ausgepresst und gepeinigt worden waren. Sie beehrten auf und nahmen nicht mehr alles hin. Nicht nur in Teichdorf, überall in Baden und weit über dessen Grenzen hinaus schlug die Bevölkerung zurück – sie hörten sehr oft davon, dass es zu Zusammenstößen mit marodierenden Söldnereinheiten gekommen war.

Bernina hatte Verständnis für ihren Mann: Die Bitte der Teichdorfer konnte er nicht abschlagen. Seit seiner Ankunft im Ort wurde er misstrauisch beäugt. Aufgrund seiner Vergangenheit als Soldat, seiner Herkunft – gerade schwedische Truppen genossen den

Ruf, besonders rücksichtslos mit der Landbevölkerung umzuspringen – und einfach seiner Art war Norby ein Außenseiter in Teichdorf. Und er ließ seinerseits keinen Zweifel daran, dass er gar nichts anderes sein wollte. Als ehemaliger Offizier in der Armee von Gustav II. Adolf von Schweden, der vieles gesehen und erlebt hatte, schaute er voller Spott auf die braven Leute herab, und er ließ sie das spüren. Bernina bat ihn hin und wieder, es nicht zu übertreiben, aber es entsprach einfach seinem Wesen – er war ein Abenteurer, selbst jetzt noch, einer, der nichts fürchtete, der Stolz und Temperament besaß und das auch zeigte.

Davon abgesehen war er ein großartiger Mann. Er war immer da, wenn Bernina ihn brauchte, erst recht in Momenten tödlicher Gefahr; für Bernina hatte er sein wildes, zielloses Leben aufgegeben. »Nicht nur ich habe dir damals beigestanden«, pflegte er zu sagen, »du hast mich davor bewahrt, ein Guldensöldner und Herumtreiber zu werden. Ohne dich, Bernina, wäre ich heute nur noch ein Gespenst, das auf verlassenen Schlachtfeldern spuken würde.« Sie liebten sich, genau wie andere Paare, doch darüber hinaus hatten sie das Schicksal und die gemeinsamen Erlebnisse auf ganz besondere Weise zusammengeschweißt. Jedenfalls empfand Bernina das so. Bis zu dem Tag, an dem ihre Tochter geboren wurde, ohne einen einzigen Atemzug getan zu haben. Und von da an lag ein Schatten auf Bernina, eine schwere tief-schwarze Wolke. Von da an veränderten sich die Unterhaltungen mit Nils, alles wurde anders. Nils bemühte sich nach Kräften, die frühere Verbundenheit, das einstige Gleichgewicht wiederherzustellen – allerdings ohne

Erfolg. Er vermochte nicht mehr zu Bernina durchzudringen, und so sehr sie sich ihrerseits wünschte, wieder die Alte zu sein, es gelang ihr nicht. Es war diese schwarze Wolke, die sie beherrschte, die sie von der Welt trennte.

Zu allem Überfluss war es dann auch noch wegen der Bürgerwehr zu Streitigkeiten zwischen ihnen gekommen. Die Teichdorfer hatten Nils Norby bei seiner Ehre gepackt. Wenn er schon so große Worte fand, sollte er auch Taten folgen lassen. Und beweisen, dass *er* ein Wolf und kein Schaf war. Seine Vergangenheit, die immer zwischen ihm und den Dörflern gestanden hatte, könnte nun die Brücke sein, die die beiden unterschiedlichen Seiten miteinander verband.

Bernina stand noch immer vor dem Hauptgebäude und lauschte in die nach dem wilden Hufgetrappel einsetzende Stille. Ihr Blick schweifte über die Gebäude und blieb an der nahen Wand aus Bäumen hängen. Verschwommene Bilder von dunkel gekleideten, Waffen tragenden Männern entstanden vor ihrem inneren Auge. Noch einmal ließ sie Nils' Worte auf sich wirken. Gutgläubig. Vertrauensvoll. War sie das wirklich? Unwillkürlich musste sie an den Fremden denken, an diesen Mentiri.

Sie ging ins Haus und betrat die Wohnküche. Am gemauerten Kamin blieb sie stehen. Mit angehaltenem Atem begann sie nach dem Versteck zu tasten. Einer der quaderförmigen Steine ließ sich lösen – dahinter befand sich ein Säckchen mit Münzen, eine kleine Rückversicherung für schwere Zeiten und Pechsträhnen. Gutgläubig, dachte Bernina erneut, vertrauensvoll ...

Im nächsten Moment atmete sie erleichtert auf. Das Geld war noch da. Beim Zurückschieben des Steins fiel ihr Blick auf einige Papierfetzen, die aus der kalten Asche herausragten wie kleine Bergspitzen. Papier wurde auf dem Hof so gut wie nie benutzt, es war etwas Wertvolles, Bernina sparte es für Briefe auf – jedenfalls gab es gewiss kein Papier, das im Feuer enden würde.

Sie barg einen Fetzen nach dem anderen aus der Asche. Die Ränder waren versengt, einzelne Begriffe dennoch lesbar. Offenbar hatte es sich um eine Flugschrift oder Ankündigung gehandelt, wie Bernina an dem bleichen, abperlenden Druck der Buchstaben erkannte. Solche Schriften, oft mit Widerstandsparolen und der Abbildung eines Holzschnittes versehen, waren besonders häufig in Umlauf, wenn der Krieg am heftigsten loderte. Den Obrigkeiten war diese Art der Verbreitung ein Dorn im Auge, allerdings gelang es ihnen nicht, sie zu unterbinden.

Von wem stammte dieses Papier?, fragte sich Bernina und kannte doch vom ersten Moment an die Antwort. Natürlich von Mentiri. Sie hatte ihn am Vorabend vor dem Kamin stehen sehen. Nur dass die Fetzen nicht vollständig verbrannt waren, weil das Feuer bereits dabei gewesen war, zu erlöschen. Bernina spielte mit den angesengten Überbleibseln, und es gelang ihr, ein paar davon zusammenzusetzen. Mit gerunzelter Stirn las sie die lückenhaften Wortgirlanden: ›Auktion der Büche... am 2. Tag des Au... zur achten Abendstun... im Gasthaus zum ...nen ...orn«.

Sie ließ das brüchige Papier in den Kamin fallen und fuhr sich durch ihr Haar, dessen Farbton an Honig erin-

nerte und das ihr weit über die Schultern fiel. Mehr noch als zuvor hielt Mentiri ihre Gedanken auf Trab. Auch wenn sie sich nicht recht erklären konnte, weshalb, machte sie sich erneut auf den Weg zu der Kammer, in der der eigenwillige Besucher die Nacht verbracht hatte.

Bernina sah Mentiri vor sich, als wäre er hier: das seidenbesetzte elegante Wams, die Schnallenschuhe, das samtige Barett auf beinahe unnatürlich glänzendem schwarzem Haar, die Klappe auf dem linken Auge, in der Hand ein blütenweißes Rüschentuch. Nur der ungepflegte zerzaute Bart passte nicht so recht ins Bild ... Keine Frage, schon auf den ersten Blick eine außergewöhnliche Erscheinung. Weniger wegen der kostspieligen farbenfrohen Kleidung, eher aufgrund der Art, wie Mentiri die Welt betrachtete, aus dem ihm verbliebenen, schalkhaft funkelnden Auge. Und ausgerechnet dieser Mann hatte plötzlich vor dem Petersthal-Hof gestanden und sich suchend umgesehen.

Als Bernina ihn ansprach, sagte er, er habe sich verlaufen. Der Schweiß auf seinem vor Anstrengung geröteten Gesicht und sein rascher Atem bestätigten zwar die Erklärung, doch haftete ihm von Anfang an etwas Ungewöhnliches an. Bernina beschrieb ihm, wie er zurück nach Teichdorf gelangen konnte, und bot ihm angesichts der vorrückenden Dunkelheit an, er könne die Nacht auch auf dem Hof verbringen. Schließlich schien er unbewaffnet zu sein, von seiner Erscheinung her war er eher ein Stadtmensch, auf jeden Fall niemand, der sich in einer waldreichen Gegend, in der man auf Wölfe und allerlei Gesindel treffen konnte, leicht zurechtzufinden

schien. Nils hätte das nicht gebilligt, aber Bernina war nun einmal, wie sie war.

Zum zweiten Mal an diesem Morgen öffnete sie nun die Tür zur Kammer. Inzwischen erfüllte das Licht der höher gestiegenen Sonne den dunklen Raum. Der Deckel des hölzernen Mehltrogs stand einen Spaltbreit offen. Bernina hob ihn an. In das Mehl hatte ein spitzer Finger die Worte ›Zum Danke‹ gemalt. Gleich neben den schön geschwungenen Buchstaben fanden sich ein paar Silberlinge – auch sie Ausdruck seiner Dankbarkeit, und zwar ein großzügiger.

Vielleicht war der unverhältnismäßig hohe Betrag der Auslöser, vielleicht auch nur das stille Verschwinden des Mannes, womöglich Nils' tadelnde Worte hinsichtlich ihrer Gutgläubigkeit – jedenfalls untersuchte Bernina ihr eigenes Haus jetzt noch einmal gründlicher: Aber da war nichts, was ihre plötzlichen Zweifel, diese sanft nagende Ungewissheit zu bestätigen schien. Keine Auffälligkeiten. Und dennoch – im Nachhinein wirkte das Auftauchen Mentiris bei Weitem nicht mehr so zufällig, wie er es dargestellt hatte. Was hatte er hier gewollt?

Als Letztes nahm sie sich eine Truhe vor, die in der hintersten Ecke der Wohnküche stand. Sie enthielt keine Wertsachen und wurde im Grunde niemals geöffnet. Bernina hob den Deckel an, das alte Holz gab ein leises Ächzen von sich.

Ungläubig starrte Bernina in die grob gezimmerte Truhe.

Etwas fehlte.

Dieser sonderbare Mentiri. Er war ein Dieb. Ein kaltschnäuziger, hinterlistiger Dieb.

Aber nicht diese Tatsache war es, die Bernina so sprachlos machte, sondern allein das, was der Fremde mitgenommen hatte. Verwirrt schloss sie den Deckel wieder.

Unerklärlich, es war vollkommen unerklärlich.



Zuerst hörte sie die Stimmen nicht. Sie war viel zu versunken in ihre Arbeit, vertieft in Sorgen und Grübeleien. Und voller Wut auf diesen rätselhaften Dieb namens Mentiri. Es war fast Mittag. Sie hatte Essen für den Abend vorbereitet, die Wohnküche in Ordnung gebracht, war mit diesem und jenem beschäftigt gewesen, als die gezischten Wortfetzen in ihr Bewusstsein drangen.

Der bedrohliche Klang der Stimmen ließ Bernina aufhören und rasch ans Fenster treten.

Drei Reiter. In dunklen, von Staub und Schmutz bedeckten Mänteln. Auf hochbeinigen, langmähnigen Pferden, die weite Wege hinter sich gebracht haben mussten, wie ihre dünnen, vernarbten Körper zeigten. Die Gesichter der Männer wurden von Hutkrempe beschattet, aber Bernina war sich trotzdem sicher, keinem von ihnen zuvor jemals begegnet zu sein.

Vor ihnen stand Baldus, der Knecht, der eben von der Feldarbeit zurückgekehrt sein musste. Er war ein Gnom, ein Missgebildeter, mit krummen kurzen Beinen, auf denen er sich allerdings flinker bewegen konnte, als man es ihm auf den ersten Blick zutraute. Und in seinem zu groß geratenen Schädel steckte eine erstaunliche

Gewitztheit. Vor den Reitern, deren Schatten auf ihn fielen wie eine Drohung, wirkte er gleich noch winziger.

Bernina hatte sich inzwischen zur offen stehenden Haustür geschlichen und starrte, verborgen von der schummrigen Dunkelheit des Ganges und dem schweren Holz der Tür, auf das, was sich nur ein paar Meter entfernt abspielte.

»Bist du sicher?«, schnarrte einer der drei Reiter, die Augen bohrend auf den Gnom gerichtet. Von seiner Aussprache war nicht auf die Herkunft des Mannes zu schließen.

Baldus nickte eifrig, bemüht um den einfältigen Gesichtsausdruck, der ihm in unbequemen Situationen bereits oft geholfen hatte.

Der Reiter zog seinen Degen und setzte die Spitze dem Knecht auf die fleischige Nase. »Sicher?«

Unwillkürlich hielt Bernina die Luft an, alles an ihr war angespannt. Worum ging es überhaupt? Wie konnte sie Baldus helfen?

»Wer ist sonst noch auf dem Hof?«

»Niemand, Herr.« Die Augäpfel des Knechtes wanderten schielend nach innen, die Degenspitze bohrte sich stärker in die Nase, aber es floss noch kein Blut.

Die zwei anderen Reiter glitten aus den Sätteln, die Mantelschöße wehten auf. Argwöhnisch musterten sie die Fenster des Haupthauses und die Nebengebäude des Hofes. Der Dritte hob plötzlich den Degen in die Luft, bereit für einen fürchterlichen Schlag. Baldus presste die Augen zu, und Bernina trat hinaus ins Tageslicht. Fast zeitgleich wurde die Luft erfüllt vom Dröhnen zahlreicher Hufe.



Berninas Kopf ruckte herum.

Was sie sah, löste ihre Anspannung. »Nils!« Ihre Stimme hob sich über den Hof hinweg.

Norby hatte einigen Vorsprung vor dem Rest der Bürgerwehr – aber dennoch war er nicht schnell genug.

Die drei Fremden saßen bereits wieder alle im Sattel. Sie verständigten sich mit raschem Kopfnicken. Hart schlugen sie die Fersen ihrer schweren Stiefel in die Flanken der Tiere, die schlagartig lospreschten.

Norby folgte ihnen, während ihm wiederum seine Helfer auf den Fersen blieben, und Bernina konnte nichts anderes tun, als hilflos hinterherzuschauen. An ihre Seite war Baldus geeilt, der den Schreck schon verdaut zu haben schien. Auch sein banger Blick war auf die Fremden und die Bürgerwehr gerichtet. Das Hämmern der Hufe verklang. Zurück blieb eine Stille, der etwas Unheimliches anhaftete.

Und so hieß es warten, nichts als warten. Norby und sein Gefolge waren klar in der Übermacht, doch die Unbekannten hatten Eindruck hinterlassen. Der Hauch des Todes war von ihnen ausgegangen, von ihren unerbittlichen Blicken, die wie Dolche in die Umgebung stachen, von der Art, wie sie sich bewegten – beherrscht und unaufgeregt – und wie sie die Waffen in der Hand hielten, als wäre der Degen die natürliche Verlängerung der Hand. Kaltblütig und skrupellos, Gefahr und Gewalt: Diese Fremden waren keine gewöhnlichen Männer, und wenn Bernina sie mit den braven Bürgern und Bauern der Wehr verglich, machte ihr das gewiss keine Hoffnung. Eher kam es ihr vor, als hätte Norby genauso gut allein die Verfolgung aufneh-

men können – gegen so gefährliche Gegner würden die Leute aus Teichdorf ihm kaum eine große Hilfe sein.

Warten, nichts als warten. Sie versuchte, sich mit den täglichen Arbeiten abzulenken. Reife Früchte dörren, Heringe pökeln, Brot backen. Aber die bange Ungewissheit hielt sie fest im Griff. Sie wog ab, nach Teichdorf zu gehen und sich nach Mentiri zu erkundigen. Rasch verwarf sie den Gedanken wieder. Dieser Mann würde es ihr nicht so einfach machen, ihn erneut zu Gesicht zu bekommen, das spürte sie. Die Sonne wurde von weiteren Wolken verdeckt, aus denen sich jedoch kein einziger Regentropfen löste, die schmierige Hitze blieb. Aus den Wäldern waberten Gerüche nach Harz und Tannen. Eine gewisse Müdigkeit und die Angst um Nils verfolgten Bernina bei jedem Schritt. Auf der Schwelle zur Wohnküche hielt sie inne, um durchzuatmen.

Plötzlich war ihr, als lege sich ein Schleier über ihre Augen, und doch sah sie etwas wie hinter einer Nebelwand, ein seltsames schwarzes Loch, eher eine Art Grotte. Wie in einem Traum schien sie sich darauf zuzubewegen, auf einmal verspürte sie Hitze und Kälte zugleich, ein Unbehagen, gar Furcht. Gestalten erwachsen aus dem Nichts, deren Gesichter nicht zu erkennen waren, Bernina erzitterte, sie schüttelte sich, und so schnell, wie die Grotte erschienen war, löste sie sich in Luft auf. Bernina schluckte. Sie starrte in die Wohnküche, misstrauisch, als könnte dieser vertraute Raum eine Täuschung sein.

»Was war das?«, fragte sie laut in die Stille, wie um sich an der eigenen Stimme ein wenig festhalten zu

können. Eine Vorahnung? Eine Vorahnung auf etwas Furchtbares? Die Angst schnürte ihr die Kehle zu. Wo war Nils? Was war inzwischen geschehen? Wäre er doch nur wieder zurück. Bernina fasste sich und ging in die Küche, um sich auf einen der Stühle zu setzen. Allein fühlte sie sich, verdammt allein.

Der Nachmittag war beinahe vorüber, als sich eine einsame Gestalt auf einem von Schweiß und Schaum bedeckten Pferd dem Hof näherte.

Bernina trat vors Haus, gefolgt von Baldus, und wartete, bis das völlig erschöpfte Tier versorgt war. Sie sagte kein Wort, als Nils sie in die Arme schloss, und hörte nichts bis auf das flinke Schlurfen des Knechtes, der sie beide mit seiner typischen rücksichtsvollen Art allein ließ.

»Du hast doch nicht etwa gedacht, ich würde auf ein Abendessen mit dir verzichten?«, fragte Nils ironisch.

Sie lachte, erkannte aber, wie gezwungen es sich anhörte. »Du bist allein?«

»Die anderen befinden sich auf dem Rückweg ins Dorf. Ihren Tieren geht es noch wesentlich schlechter als meinem – die Gäule taugen für den Acker, gewiss nicht für Verfolgungsjagden.« Er schnalzte mit der Zunge. »Hast du deren Pferde gesehen? Diese Viecher sind selbst wie Krieger. Die haben schon mehr als eine Schlacht miterlebt.«

»Ach, Nils, ich habe das dumpfe Gefühl, dass es von Neuem anfängt.«

»Es?« Er zog sie fester an sich. »Was meinst du?«

»Alles. Die Gewalt, die Furcht.« Sie dachte kurz an dieses unerklärliche Bild mit der Grotte und löste sich von ihm.

»Was man hört, klingt tatsächlich nicht gerade beruhigend. Wir sprachen ja bereits davon.«

»Dabei wurde doch immer wieder auch von angeblichen Bemühungen geredet, endlich die Kämpfe zu beenden und Frieden herzustellen.« Sie seufzte leise auf. »Frieden. Wie fremd dieses Wort doch klingt. Seit ich zurückdenken kann, gab es keine Zeit, in der der Krieg einmal Atem holen musste. Immer wurde getötet, immer wurde gemetzelt.«

»In der letzten Zeit ist es in der Tat zu Verhandlungen gekommen. Vor etwa drei Jahren schon wurde ein Vertrag geschlossen, der dem Frieden den Weg ebnen sollte, ein Vertrag zwischen dem Kaiser, Schweden und Frankreich. Doch die Schlachten gingen weiter. Vor einem Jahr wiederum trafen sich alle Seiten in Frankfurt zu einem Reichsdeputationstag. Eine weitere Chance für den Frieden, aber es gab erneute Meinungsverschiedenheiten, nichts sprang dabei heraus. Dieser Krieg ist wie ein Flächenbrand im trockensten Sommer. Werden hier ein paar Flammen erstickt, züngeln an einer anderen Stelle bereits neue.«

»Die Leute heben inzwischen bloß noch die Schultern und lachen verzweifelt auf, wenn man von Frieden spricht.«

»Lass uns nach drinnen gehen und eine Kleinigkeit essen. Ob Krieg oder nicht: Ich könnte einen Bären verschlingen.«

»Und dann erzählst du mir in Ruhe, was geschehen ist.«

Nach Steckrübensuppe, Resten von Fleischeintopf und Schwarzbrot saßen sie weiterhin beisammen am

Tisch. »Nachdem ich das Pferd gewechselt hatte«, erzählte Nils gerade, »und wieder vom Hof fortgeritten war, erfuhr ich von den anderen, dass die Männer den Schoferer-Hof überfallen haben.«

»Überfallen?«, wiederholte Bernina überrascht. »Bisher haben sie doch angeblich bloß herumspioniert.« Die Schoferers wohnten jenseits des Waldes, ein gutes Stück entfernt zwar, aber dennoch waren sie – abgesehen von einer Familie namens Lottinger – die nächsten Nachbarn.

»Heute haben sie ihre Zurückhaltung aufgegeben, wenn du es so nennen willst.« Nils trank einen Schluck von seinem selbst gebrauten Bier.

»Und warum das?«

»Zum einen, weil ihre Vorräte ausgingen. Zum anderen wohl auch, weil sie sicher sind, dem nahe gekommen zu sein, was sie suchen.«

»Ich verstehe nicht.«

»Es ist so: Sie sind zwar hier und da in Teichdorf und Umgebung gesehen worden, aber sie waren ziemlich auf Zurückhaltung bedacht. Genau das änderte sich schlagartig. Plötzlich standen sie bei den Schoferers im Haupthaus, mitten in der Stube, direkt vor dem Tisch, an dem Hildegard und ihre Tochter Emmi saßen. Ihr Mann und die Söhne waren auf den Feldern.«

Berninas Miene verfinsterte sich. »Die armen Frauen.«

»Sind zu Tode erschrocken. Die Fremden schlugen sie zu Boden, bestürmten sie mit Fragen.«

»Fragen wonach?«

»Hildegard war so mitgenommen, dass sie sich nicht daran erinnern kann. Sie hatte noch mehr Angst um

Emmi als um sich selbst – du weißt ja, wie hübsch die Kleine ist.«

»Ich kann mir vorstellen, was den Ärmsten geschehen ist.«

»Da irrst du dich. Die Fremden haben ihnen – nachdem keine brauchbaren Antworten aus ihnen herauszuholen waren – nichts weiter angetan.«

»Wirklich?« Bernina war verblüfft. »Normalerweise hört man völlig andere Geschichten. Grauenhafte Geschichten.«

»Die Männer herrschten sie an, mit dem Geweine aufzuhören, und ließen sich eine stattliche Mahlzeit auf-tischen. Natürlich gehorchten Hildegard und Emmi, immer noch zitternd vor Angst. Alles, was die Kerle nicht Futterten, packten sie in ihre Satteltaschen. Dann ritten sie davon.«

»Welche Fragen haben sie gestellt?«

»Keine Ahnung. Wie gesagt, Hildegard war zu kaum mehr als einem Schluchzen fähig. Ich habe ja auch nicht selbst mit ihr reden können, sondern alles nur erzählt bekommen.« Nils streckte seine langen Beine aus. »Wir stießen auf die Spuren der Reiter, folgten den Abdrücken, und mir war klar, dass sie auf unseren Hof zuhielten. Und dort fanden wir sie – keine Sekunde zu früh.« Seine Augen suchten ihre. »Was haben sie zu Baldus gesagt, als sie ihn bedrohten?«

»Sie wollten wissen, wer sich außer ihm noch auf dem Hof aufhält.« Bernina verschränkte die Arme vor der Brust. »Um mich zu schützen, erklärte er, er wäre allein. Und dann seid ihr bereits herangeprescht.«

»Leider haben diese Männer blitzschnell reagiert. Wir

setzten alles daran, sie zu schnappen. Das jedoch blieb ein frommer Wunsch. Die meisten aus der Bürgerwehr fielen sofort weit zurück – ihre Gäule sind einfach zu schwer und zu langsam. Es war nur noch ein Mann bei mir, Hermann Lottinger. Und schließlich gingen die Kerle zum Angriff über. Sie sprangen von ihren Pferden, suchten hinter Baumstämmen Schutz und eröffneten das Feuer. Hermann hat es erwischt.«

»Wie schlimm?«, unterbrach Bernina ihn sofort.

»Nur eine Fleischwunde. Er wurde an der Hüfte getroffen. Mittlerweile ist er in Teichdorf bestimmt schon zusammengeflickt worden. Na ja, er ist ein zäher Kerl, der steckt das mit Sicherheit schnell weg.«

»Dich hätte es ebenso gut erwischen können.«

»Ich hatte Glück. Hugo hat gescheut. Er warf mich ab und galoppierte davon. Du weißt ja, er ist mein Lieblingshengst, aber das war zu viel für ihn. Früher, in der Schlacht, da hatte ich andere Tiere unter mir. Solche, wie diese Männer sie reiten.«

»Und dann?«

»Die Fremden waren anscheinend zufrieden damit, dass sie sich uns vom Hals geschafft hatten – sie verschwanden. Ich kümmerte mich um Hermann und dann darum, Hugo wiederzufinden. Die anderen von der Bürgerwehr tauchten auf. Gemeinsam ritten wir anschließend zurück in Richtung Teichdorf und ich verließ den Trupp dort, wo der Bach sich gabelt.«

»Ich bin einfach nur erleichtert, dass es für dich nicht schlimmer ausgegangen ist.«

Wiederum sah er sie unumwunden an, diesmal allerdings mit ganz anderem Ausdruck. Sein Mund blieb

geschlossen und zeigte ein seltsam hintergründiges Lächeln.

»Wie soll ich denn diesen Blick deuten?«, meinte Bernina ihrerseits mit einem Lächeln.

»Wir beide kennen uns ziemlich gut, nicht wahr?«

»Womit muss ich jetzt rechnen? Mit einem Verhör?«

»Wir haben harte Tage durchstanden, aber auch verdammt gute Zeiten gehabt.« Lässig lümmelte er sich auf dem Stuhl. In solchen Momenten hatte er etwas von einem frechen Jungen. »Und wir beide wissen, wenn der jeweils andere ...«

»Sag doch einfach, worauf du hinauswillst.«

»Mir ist aufgefallen, dass du dich vorhin ziemlich bedeckt gehalten hast, als wir über diesen komischen Vogel sprachen.«

Nun musste Bernina leise lachen. »Ja, wir beide kennen uns ziemlich gut.«

»Du weißt also etwas über diesen feinen Herrn? Er war hier, stimmt's?«

»Das war er.«

»Gestern Abend?«

»Und auch heute«, erwiderte Bernina.

»Warum hast du mir das verschwiegen?«

»Weil es nicht der richtige Moment dafür war. Du warst auch so schon angespannt genug und wolltest hinter diesen Kerlen herjagen. Du wärst nur wütend geworden. Und das ohne Grund.«

»Du sagst, heute war er auch da? Du willst mir doch nicht etwa auf deine unvergleichlich bezaubernde Art mitteilen, dass er die Nacht in der Scheune verbracht hat?«



»Nein. Sondern im Haus.«

Nils konnte seine Verblüffung keineswegs verbergen – und seine von Bernina ohnehin erwartete Mischung aus Sorge und Zorn. »Ich finde, das war alles andere als schlau von dir. Es war unvorsichtig, verteufelt unvorsichtig.«

»Ich wusste, was ich tue. Und ich war nicht in Gefahr, da bin ich mir sicher.«

»So vornehm und harmlos sich dieser Wicht auch geben mag – man darf niemandem trauen.« Der Zorn gewann die Überhand, Nils' Augen blitzten wütend auf.

Und jetzt senkte Bernina zum ersten Mal den Blick, wenn auch nur kurz. »Ich fürchte, was ich dir jetzt erzählen werde, wird dich noch viel wütender machen.«

Er setzte sich auf, runzelte die Stirn und wartete darauf, dass sie weitersprach.

»Es ist durchaus wahr, ich persönlich war nicht in Gefahr. Aber etwas anderes.«

»Das Geld!« Nils kräftiges Kinn ruckte hoch. »Er ist ein billiger Langfinger, wusste ich es doch!«

»Genau das ist dieser Mann eben nicht. Nur was er stattdessen darstellt, das ist weitaus schwerer zu durchschauen.«

»Sonst sprichst du nicht gerade in Rätseln, Bernina. Hat er nun gestohlen oder nicht?«

»Hat er.« Grübelnd nickte sie. »Und zwar die Chronik, die von meinem Vater stammt.«

Verdutzt rollte Nils mit den Augen. »Diesen Wust von beschriebenem Papier ... Hm, wo war der eigentlich? In der Truhe?«

»Ja.«

Bernina hatte ihren Vater, Robert von Falkenberg, nie kennengelernt, er verstarb, als sie noch ein Kleinkind gewesen war. Von ihm hatte sie den Hof geerbt – und seine selbst verfasste Chronik über die Familie von Falkenberg, deren jüngster Spross Bernina war.

»Merkwürdig«, murmelte Nils vor sich hin. »Ich meine, sonst hat er tatsächlich nichts geklaut?«

»Nein. Er hat wohl das ganze Erdgeschoss durchsucht, als ich noch schlief. Stell dir vor: Zum Dank für das Dach über dem Kopf hat er sogar Geld zurückgelassen.« Sie holte die Silberlinge, die sie in einer Schublade verstaut hatte, und legte sie vor Nils auf die Tischplatte.

»Ich verstehe das nicht«, meinte er. »Diese Aufzeichnungen – wie können die einem Fremden von Nutzen sein?«

»Ich verstehe noch nicht einmal, woher ein Außenstehender überhaupt von ihnen wissen konnte.«

»Dann ist mir nicht klar, wie du hier so ruhig sitzen kannst. Und warum du mir nicht gleich davon erzählt hast.« Er stand auf. Der Schatten seiner breiten Statur fiel auf den Tisch. »Ich werde sofort aufbrechen und mich nach dem Kerl umsehen.«

»Wie gesagt, andere Dinge waren wichtiger. Ich hatte Angst vor den drei Reitern. Und von der Chronik hängt unser Leben nicht ab.«

»Das nicht. Aber sie bedeutet dir sehr viel. Ich werde rasch nach Teichdorf reiten. Wahrscheinlich ist der Mann dort wieder aufgetaucht.«

»Mentiri.« Bernina hob unschlüssig die Schultern. »So stellte er sich vor.«

»Wie auch immer er heißen mag – ich kriege ihn.«

Er wollte zur Tür hasten, aber Bernina legte ihm die Hand auf den Oberarm. »Lass doch, Nils. Morgen ist auch noch ein Tag. Eines der Pferde lahmt, das andere ist am Ende der Kräfte. Und zu Fuß dauert es zu lange. Außerdem sagt mir mein Gefühl, dass du ihn nicht finden wirst.«

»Wie kommst du darauf?«

»Ich kann es dir nicht erklären. Aber dieser Mann ... Da steckt mehr dahinter. Er ist keiner, der etwas an sich nimmt, was ihn nichts angeht, und sich dann einfach am Kragen schnappen lässt.«

»In Teichdorf kam er mit einem Reitpferd an.«

»Das wusste ich nicht. Hier war er ohne Pferd unterwegs.«

»Er passt ohnehin eher auf die Polster einer eleganten Kutsche. Vielleicht hat er das Tier irgendwo im Wald angebunden, bevor er sich dem Hof näherte.« Nils löste ihre Hand von seinem Arm. »Am liebsten würde ich losreiten und mich in Teichdorf vergewissern.«

»Nils. Bitte warte bis morgen.«

»Hugo wird eben noch einmal seine Hufe schwingen müssen.«

»Nils ...«

»Andererseits schmeckt es mir auch nicht, dich allein zu lassen, gerade nachts.«

Schließlich brach Nils erst am nächsten Morgen auf. Und es dauerte bis zum Mittag, ehe er zurückkehrte. Wie Bernina es geahnt hatte, ohne etwas in der Hand zu haben. Mentiri war seit zwei Tagen nicht mehr in Teichdorf gesehen worden. Er hatte seine Rechnung im Gasthof beglichen und das Pferd aus dem Stall geholt.

Zuletzt wurde er zu Fuß auf dem Pfad gesichtet, der zum Petersthal-Hof führte, ohne seine Reisetasche, die er im Gasthof noch bei sich hatte.

»Also hat er das Tier tatsächlich versteckt«, erklärte Nils, während er sich in der Küche mit einem Krug Wasser erfrischte. »Dann ist er zu dir auf den Hof gekommen.«

»Um sich«, sprach Bernina weiter, »als verwirrter Wanderer zu präsentieren.«

»Alles war genau geplant.«

»Und nun ist er verschwunden.«

»Ich habe die Gegend komplett abgesucht. Aber es war sinnlos.«

Bernina zuckte ratlos die Schultern und dachte schon an ein anderes Thema, über das sie die ganze Zeit mit ihm reden wollte – auf das er auch nicht gerade freudestrahlend reagieren würde.

»Du erinnerst dich daran, was an diesem Wochenende stattfindet?«

Seine Augenbrauen zogen sich zusammen. »Du willst doch nicht tatsächlich nach Freiburg?«

»Diesmal ist der Markt etwas Besonderes. Er wird außer der Reihe durchgeführt. Ich möchte mich mit Helene treffen. So lange habe ich sie nicht mehr gesehen.«

Helene war ihre Freundin, die einzige Person, mit der Bernina einen beständigen Briefwechsel pflegte – sie lebte in Franken, und die Gelegenheiten, an denen sich beide Auge in Auge gegenüberstehen konnten, waren selten genug.

»Ich werde dich nicht gehen lassen, Bernina.«

»Wir hatten es doch beschlossen.«

»*Du* hattest es beschlossen.«

»Baldus wird mich begleiten.«

»Unser Baldus kann mit einer Steinschleuder für mehr Gefahr sorgen als mancher Söldner mit einer Musketen, das gebe ich zu.« Ein kurzes Brummen von Nils.  
»Und trotzdem bin ich dagegen.«

Bernina seufzte, sah vor sich hin, merkte gar nicht, dass ihre Gedanken abschweiften, auch nicht, dass Nils sie aufmerksam beobachtete. Langsam erhob sie sich. Plötzlich war es ihr egal, alles war ihr egal, der Markt, Mentiris Diebstahl, fremde Männer mit Waffen, plötzlich war sie wieder die Gefangene dieser Trauer, dieser Leere. Sie trat ans Fenster und schaute nach draußen. Sie glaubte, das Heu zu riechen, und da waren sie von Neuem, diese stets gleichen Bilder: die Bretterwand, die alles erfüllende Leere, die Umrisse des Kindes, das nie gelebt hatte, mit dem ein Teil von Bernina gestorben war. Ja, dieses winzige Wesen, das sich im Tode auf dem trockenen Heu zusammengerollt hatte.

Als sich Nils' Hand auf ihre Schulter legte, zuckte Bernina zusammen, als hätte sie vergessen, dass es ihn gab, dass es überhaupt irgendetwas gab außer der Scheune.

»Das Wiedersehen mit Helene bedeutet dir viel, nicht wahr?«, meinte er betont sanft, nicht fragend.

Sie rang sich zu einem Lächeln durch. »So wichtig ist es auch nicht. Wenn du nicht möchtest, dass ...«

Mit einem Kuss auf die Wange unterbrach er sie. »Es ist schon in Ordnung. Mach dich auf die Reise.« Er suchte ihren Blick. »Aber eine Bedingung habe ich dennoch.«



Sie hatten herumgeschnüffelt, immer und überall die Augen offen gehalten, sie hatten sich unsichtbar gemacht. Und sie waren dran geblieben, unermüdlich, wie Bluthunde, die eine Fährte aufgenommen hatten und unter keinen Umständen mehr davon abließen.

Alles hatte danach ausgesehen, als seien sie dem Ziel nahe, verteufelt nahe, doch völlig unerwartet war die heißeste Spur seit Langem dabei, sich in Luft aufzulösen. Ausgerechnet dort unten im Tal, bei diesem harmlos wirkenden Hof. Die drei Männer legten eine Rast ein, zum ersten Mal schien es Redebedarf zwischen ihnen zu geben. Abgeschirmt vom dichten Wald starteten sie von der Anhöhe hinab auf die still daliegenden Gebäude.

Waren sie im Irrtum? War der Hof ein Irrtum?

Wenigstens hatten sie inzwischen ihre Satteltaschen aufgefüllt, Räucherfleisch, Dörrobst, Brot. Und steinharte Rüben, die sie in der Glut rösten wollten, obwohl sie oft genug zu vorsichtig waren, ein Feuer zu entfachen, gerade jetzt, wo das Ziel greifbar schien. Falls das überhaupt der Fall war ...

Die Männer waren zäh, erprobt im Kampf und in der Verfolgung, und sie waren erfolgreich in dem, was sie taten. Die Aufträge, die sie annahmen, wurden erfüllt, ohne Wenn und Aber. Ihr Ruf eilte ihnen voraus und dennoch gelang es ihnen, in einem zwielichtigen Dunkel zu bleiben.

Mit leisen Stimmen, als hätten die Bäume Ohren, besprachen sie sich. Die Truppe, die hinter ihnen hergehetzt war, bereitete ihnen kaum Sorgen. Trotzdem waren sie überrascht von dem Anführer der Einheimischen. Hatten sie sich getäuscht? Oder war der auffal-

lend große Reiter mit dem langen blonden Haar jener schwedische Offizier gewesen, über den sie einst viel gehört hatten – und den man in Armeekreisen für tot hielt?

Den Hof weiterhin im Blick trafen sie eine Entscheidung. Sie mussten sich Gewissheit verschaffen. Was ihnen inzwischen merkwürdig vorkam, war die Ruhe, die dieser Ort ausstrahlte. Als wäre er verlassen worden. Dass sie von den Leuten aus dem Dorf vertrieben worden waren, hatte einiges an Zeit gekostet: Zeit, in der der Hof unbeobachtet geblieben war.

Eigentlich hatten sie vorgehabt, den Einbruch der Nacht abzuwarten. Doch diese alles beherrschende Ruhe passte ihnen nicht. Sie überprüften, ob ihre Pferde sorgfältig an Sträuchern festgebunden waren, dann griffen sie zu den Waffen. Ohne ein weiteres Wort machten sie sich an den Abstieg ins Tal. Geräuschlos sanken ihre Stiefel in den schweren Boden ein. Die Erde roch nach feuchtem Moos. Die Männer verspürten keinerlei Furcht, so etwas kannten sie nicht, sie waren konzentriert und bereit, bereit für den nächsten Schritt.



Die Kutsche durchquerte ein Flösschen, rechts und links sprühten die Räder wahre Fontänen in die Luft. Bernina verspürte Ungeduld, sie freute sich auf Freiburg und wollte rasch dort ankommen. Andererseits gab ihr dieses träge, beschauliche Rumpeln noch Zeit, sich auf das vorzubereiten, was ungewohnt für sie war: das drängelnde Gewimmel der Stadt, die Stimmen, der Krach.

All die vielen Eindrücke, die auf sie einströmen würden – die sie auf eine Art genoss und die sie zugleich ein wenig einschüchterten.

Sie hatten Glück gehabt, in Ippenheim, der einzigen größeren Ortschaft im Umkreis von Teichdorf, auf diese Kutsche zu stoßen, die in erster Linie für den Postdienst eingesetzt wurde. Die Sitzbänke des Gefährtes waren aus leichtem Kiefernholz gefertigt, die Achsbäume mit Grafit geschmiert, die Räder an Federn aufgehängt, ein besseres Fortbewegungsmittel konnte man sich kaum vorstellen. Bernina erhielt einen Platz darin, während Norby und Baldus auf den beiden Hof-Pferden nebenher ritten. Ihren eigenen Wagen hatten sie bei einer Schenke abstellen können. Außer Bernina befanden sich drei weitere Reisende in der Kutsche, zwei Kaufleute und ein Herr, der mit seinem nachtschwarzen Wams und der wuchtigen Goldkette den Eindruck eines Advocatus erweckte.

Der Petersthal-Hof lag ein ganzes Stück höher, und hier in der Ebene war die Luft noch klebriger, noch stärker von summenden Stechmücken durchsetzt. Die Wälder hatten sie hinter sich gelassen, über öde Heidestreifen hinweg setzte sich der Weg fort, hier und da ein namenloses Dörflein am Horizont. Stellenweise war der Fahrdamm unter wuchernden Pflanzen so gut wie verschwunden. Dann doch wieder ein Waldstück, Weißdornhecken und Astwerk kratzten am Dach und an den Türen der Kutsche.

Von Zeit zu Zeit sah Bernina nach draußen, auf den groß gewachsenen Reiter, mit dem sie ihr Leben teilte. Verblüffend schnell hatte er doch noch eingewilligt, sie